

CHRISTOPH
KRAMER

WOLKEN-
BERÜHRPUNKT

ROMAN

KIEPENHEUER
& WITSCH

Ein letztes Mal fuhr ich zu diesem Ort, der mir über zehn Jahre lang alles bedeutet hatte. Die überwältigende Größe des Moments ließ mich still werden. Ich konnte mich nicht daran erinnern, jemals ohne Musik oder Radio zum Stadion gefahren zu sein. Ein Ort, der für mich wie ein Zuhause geworden war, weil ich dort so viel gefühlt hatte, so intensiv und immer wieder neu, wie ein niemals endender Rausch.

Eine halbe Stunde voller Bilder und Momente in meinem Kopf. In meiner Erinnerung schien bei jedem einzelnen Bild die Sonne, die Farben waren klar und irgendwie froh ...

Aber ein paar Wochen zuvor hatte ich die Nachricht bekommen, die ich herbeigesehnt und gleichzeitig so sehr gefürchtet hatte:

»Es ist vollbracht!« stand auf dem aufleuchtenden Display. Der Feier-Emoji daneben fühlte sich für mich wie vertippt an. Mein Blick blieb an der Flamme der fast abgebrannten Kerze auf meinem Schreibtisch hängen. Wieder ein Vibrieren:

»Morgen, 10 Uhr, Auflösungsvertrag« und wieder dieser Feier-Emoji, aber diesmal war ich mir sicher – nicht vertippt.

Nun war es also passiert. Das Ende einer großen Liebe. Das Ende bei Borussia Mönchengladbach. Dem Verein, für den ich über ein Jahrzehnt gespielt hatte.

Seit einem knappen Jahr hatte ich es schon gespürt, ohne dass es jemand ausgesprochen hätte. Ich bin fest davon überzeugt, dass jeder Mensch feine Antennen hat und in seinem Unterbewusstsein lange vorher merkt, wenn Dinge sich dem Ende zuneigen. Beziehungen, Freundschaften, der Job ... Eine Art siebter Sinn, den man nicht erklären kann. So, wie man es auch spürt, wenn einen jemand von hinten beobachtet. Unerklärlich, aber trotzdem real. Ich hatte es durch Blicke oder besser durch Nicht-Blicke gespürt. Wie mich die anderen im Verein gemieden und sich hinter einer komischen Freundlichkeit verschanzt hatten. Es war schlimm, wie ich praktisch schon hören konnte, was mein Gegenüber sagen wollte, es aber einfach nicht aus seinem Mund kam. Und wie die Hoffnung, dass ich mir das alles vielleicht doch nur einbildete, zu meinem größten Feind wurde ...

Zu kitschig kämpfte die Flamme der Kerze ums Überleben und als ich auf mein Handy schaute, war es 23:06 Uhr – die beiden Trikotnummern, die ich in Gladbach über die Zeit getragen hatte.

»Okay«, antwortete ich.

Das erste »Okay« meines Lebens, das mir Angst machte. Keine konkrete Angst, wie ich sie seit der Kindheit kannte, vor Wespen oder Einbrechern. Etwas Diffuses, Unkontrollierbares. Eine leise Angst, eine, die drückt. Aber auch keine Panik, sondern eine Angst, die mich in die Leere starren ließ für – ich weiß nicht, wie lange.

Irgendwann war ich aufgestanden, hatte mir die Zähne geputzt, ohne von meinem Spiegelbild abzulassen, und den We-

cker auf 6:23 Uhr gestellt. Eigentlich zu früh, aber ich wollte es so.

Aber jetzt noch einmal: Freitagabend, 20:15, Prime-Time, Bundesliga-saison-Eröffnung. Borussia Mönchengladbach gegen Bayer 04 Leverkusen. 54.022 Menschen.

Angekommen am Borussia-Park war es, als wäre ich zu Gast auf meiner eigenen Beerdigung. Langjährige Mitarbeiter nahmen mich wortlos in den Arm, drückten zu fest zu und schauten mir danach zu tief in die Augen. Ich alberte herum und machte blöde Sprüche. Das mache ich immer, wenn ich traurig bin.

Ich hatte mir nur noch eines vorgenommen. Noch ein einziges und letztes Mal hier in diesem Stadion tief einzuatmen. Ein letztes Mal die Luft des Borussia-Parks in meinem Körper spüren. Ein letztes Mal Emotionen und Geschichte eines ganzen Jahrzehnts und länger riechen, wirken lassen, um danach abzuspringen, loszulassen ... für immer.

Alle erhoben sich von ihren Sitzen, als ich vor dem Spiel den Platz betrat und in die Menge schaute. Ich schüttelte Hände, fast 55.000 Menschen brüllten noch einmal meinen Namen. Nie hatte sich ein Applaus ehrlicher angefühlt.

Ein letztes Mal die Augen kurz zusammenkneifen (das mache ich immer so, wenn ich einen Moment »einspeichern« will – es fühlt sich dann so an, als würde ich ein Foto für mein Gedächtnis machen).

Ein Moment, den ich nie vergessen werde. Ein Moment nur für mich. Ein Moment für meinen Frieden. Der Moment, in dem sich eine große Liebe und ich »Lebewohl« sagen müssen ...

Ein Lebewohl hat unterschiedliche Phasen. Meist folgt auf kurzen Schmerz etwas Befreiendes und auch etwas Wert-

schätzendes der vergangenen Zeit gegenüber. Und dann ist da, mehr oder weniger ausgeprägt, die Phase der Leere. Das ist das, was Menschen meinen, wenn sie davon sprechen, in ein »Loch gefallen« zu sein. Es ist das Gefühl, als würde der Boden, auf dem man bisher sicher stand, plötzlich nachgeben und man in eine seltsame, laute Stille sinken. In diesem Loch fehlen nicht nur die Antworten, sondern vor allem die vertrauten Widerstände.

Ich glaube, dass ich deshalb, aus einer Art Überlebensinstinkt, in meinem letzten Jahr bei Gladbach, in dieser Zeit der Unsicherheit, anfang zu schreiben. Da war dieser winzige, schwere Ball in meinem Magen, der sich schnell, wie eine Krankheit, durch meinen ganzen Körper auszubreiten drohte. Deswegen rettete ich mich mit meinem ersten Buch »Das Leben fing im Sommer an« in die Erinnerung an eine Zeit, die so neu und groß und aufregend gewesen war. 2006 war ich fünfzehn und hatte so vieles zum ersten Mal erlebt. Dorthin kehrte ich mit der ganzen Wucht und Energie eines Anfangs zurück, weil ich nicht in einer Zeit leben wollte, in der etwas aufhörte, in einer Zeit, in der das »Lebewohl« schon vor der Tür stand und ich nicht wusste, wann es anklopfen würde.

Und es gelang. Mein erstes Buch »Das Leben fing im Sommer an« wehte mir neue Inspiration in mein Leben. Das Schreiben des Romans und die Resonanz darauf verliehen mir neuen Mut und lösten eine ganz neue Form von Gefühlen in meinem Körper aus. Das Buch half mir, über die Phase der Leere hinwegzukommen. Aber vor allem verhalf es mir zu einer neuen Geschichte.

Zu der Geschichte, die ich in diesem Buch erzähle.

*

Die Sonne schien fast zaghaft über die Dächer, als würde sie sich erst mal dafür entschuldigen wollen, dass sie so lange weg gewesen war.

Ich stieg auf meine Vespa. Die ganze Nacht hatte ich kaum schlafen können – zu aufgeregt war ich. Ein schönes und vergessenes Gefühl – wie früher vor Weihnachten oder dem eigenen Geburtstag, als man glaubte, das Leben würde mit jedem Jahr besser.

Die erste angenehme Wärme des Jahres. Kapuzenpulli, Nusschalenhelm, Sonnenbrille. Zweimal rechts vor links aufpassen, einen Park passieren, durch einen Tunnel, der noch nach Winter roch, und schon war ich da.

Meine Lieblingsbuchhandlung in Düsseldorf. Fünf Etagen. Oft hatte ich in meiner Jugend hier gesessen, gelesen und das Treiben beobachtet. Ich mag es, dass sich Menschen in Buchhandlungen so unbeobachtet fühlen.

Es war ein unbeschreibliches Gefühl, endlich mein eigenes Buch zu kaufen. Ich hatte meine Sonnenbrille nicht abgezogen und die Nusschale gegen eine Cappy eingetauscht. 23 Euro, Selbstzahlerkasse. Es war noch früh und daher leer. Also entschied ich mich, die Romanetage II umzuräumen. Nach ein paar schnellen Handgriffen stand mein Buch perfekt mittig, wenn man die Rolltreppe hochgefahren kam, im Sichtfeld eines jeden Besuchers. Ich fuhr auf Etage IV und bevor ich ihn sah, hatte ich mich mit einem Hafermilch-Kakao an einen Tisch mit bestem Blick durch das offene Haus auf die umgeräumte Romanetage gesetzt.

Jedes Mal, wenn jemand die Rolltreppe hochfuhr, schlug mein Herz höher.

Ich probierte es mit Telepathie:

»Komm schon, nicht aufs Handy gucken.«

»Nimm es in die Hand.«

»Lies den Klappentext.«

»Kauf es.«

»Bitte.«

Ich saß dort bestimmt schon eine Dreiviertelstunde und auch dieses Gefühl mochte ich: Lange war die Zeit schon nicht mehr so schnell beim »einfach nur dasitzen« vergangen.

Dann sah ich ihn:

Einen jungen Mann. Der erste Mensch, der mein Buch kaufte. Ich musste grinsen. Verrücktes Gefühl. Neu.

Er trug einen Mantel, der für März eigentlich zu warm war und schon einige Winter gesehen haben musste.

Mein Blick folgte ihm zur Kasse. Er bezahlte mein Buch mit Münzen, die er sorgfältig und irgendwie demütig aus einem braunen Lederportemonnaie kramte, das, wie sein Mantel, so aussah, als hätte es schon einige Geschichten erlebt. Die Kassiererin zählte mit, Münze für Münze. Es dauerte ein wenig. Und irgendwas daran tat mir weh. Nicht aus Mitleid, sondern weil ich spürte, wie viel ihm das bedeutete. Dass jemand wie er – der offenbar nicht viel hatte – ausgerechnet mein Buch kaufte.

Ich dachte darüber nach, dass 23 Euro für ihn etwas ganz anderes sein musste als für mich. Und darüber, dass ich seit Jahren niemanden mehr gesehen hatte, der mit Münzen bezahlte.

Wie ein Detektiv blieb ich auf Abstand. Ich weiß gar nicht mehr, warum ich ihn unbedingt ansprechen wollte. Es war keine reine Neugier, es war vielmehr ein plötzlicher Hunger nach einer echten Begegnung. In der Art, wie er diese Münzen gezählt hatte, lag eine Schwere, die mich an etwas erinnerte, das ich selbst verloren hatte. Ich wollte wissen, ob die Worte, die ich für mich selbst geschrieben hatte, in seiner Welt überhaupt einen Klang besaßen.

Ich stand direkt hinter ihm. Zaghaft tippte ich ihn an.

Er drehte sich um. Sah mich an. Nicht überrascht. Nicht misstrauisch. Einfach da.

»Ach, ich glaube, ich habe gerade dein Buch gekauft«, sagte er, jetzt doch überrascht und auch misstrauischer.

»Ich weiß. Hallo, ich heiße Chris.«

»Ich bin Roman.«

FRÜHER

Der große, starke Mann, auf dessen Schultern Roman durch den Wald reiten durfte, war früher oft als Offizier in der Welt unterwegs gewesen. Heute war er ein strenger, aber liebevoller Familienvater, der seinen Sohn nach dessen Einschulung zu einem besonderen Ort führen wollte. Die Sonne fiel in goldenen Fäden durchs Geäst, das Laub raschelte leise und der Mann piffte ein Lied. Wie immer eines, das niemand kannte, das aber trotzdem nach Zuhause klang. Auf einem kleinen bemoosten Felsen zückte er ein Klappmesser. Roman staunte. Wie jeder Junge im Alter von sieben Jahren liebte er Messer, Pistolen und all das Verbotene.

»Roman 1994«. Mehrere Zentimeter tief ritzte der Mann die Zeichen in die dicke Rinde eines alten Baums. Es war eine Eiche, das wusste Roman, sein Vater hatte ihm alles über den Wald in der Nähe des Hauses erzählt. Wortlos umarmte er seinen Sohn.

»Das ist für immer dein Baum.« Seine Stimme ruhig, feierlich.

Zu Hause konnte es Roman nicht abwarten, seiner Mutter von seinem eigenen Baum zu erzählen. Selbst seinen Lieblingskuchen auf dem großen Esstisch übersah er zunächst, als er hineinstürmte. Daneben lag die Schultüte, die er am Vormittag in der Schule keine Sekunde aus den Augen gelassen hatte.

»Schon nach 20 Uhr, ab ins Bett, morgen ist Schule.« Bei diesen Worten seiner Mutter fühlte Roman sich größer. Erwachsener. Er mochte den Gedanken, ab morgen ein Schulkind zu sein.

Tausend Fragen flogen durch seinen Kopf. Würde er eine Lehrerin oder einen Lehrer haben? War der Tornister mit den Indianern wirklich cool und war vielleicht das blonde Mädchen mit dem hellblauen Haarreif aus der Musikschule in seiner Klasse?

Und ... war es wirklich für immer sein Baum?

1

Die Rakete zischte in den Himmel und zerplatzte in einem stummen Feuerregen, so, als hätte jemand Konfetti über das zurückliegende Jahrtausend gestreut. Roman blinzelte, es rauschte in seinen Ohren. Sie hatten das Feuerwerk gemeinsam gekauft. Er und sein Vater. Oder ... der Mann, von dem Roman bis eben geglaubt hatte, dass er das wäre.

Noch vor 96 Stunden hatten sie vor dem Saturn gestanden und die Welt war in Ordnung gewesen – »Geiz ist geil«-Wochen. »Jahrtausendwende. So was erlebt man nur einmal im Leben«, hatte er mit strahlenden Augen gesagt und Roman musste direkt mitstrahlen. Eine silberne 2000 sollte aus der Rakete steigen. Oder glitzern oder sich irgendwie in den Rauch malen. Egal. 50 D-Mark – teuer, aber sein Vater hatte gelächelt: »Das ist es uns wert, nicht wahr?!«

Roman hatte genickt, mit diesem Vertrauen, das man nur als Kind hat, wenn man denkt, dass Väter unsterblich

sind. *So was erlebt man nur einmal im Leben.* Er hatte ihm geglaubt. Wie immer.

Überall um sie herum zischte und knallte es. Aber die lauteste Explosion war die in Romans Kopf.

»Roman, ich muss dir etwas sagen.«

Roman hatte zuerst gar nicht richtig hingehört, sondern weiter mit offenem Mund in den Himmel geschaut. Aber dann hatte sein Vater weitergesprochen. »Ich bin nicht dein leiblicher Vater«, hatte er gesagt. So beiläufig, als würde er die Uhrzeit nennen. »Wir haben dich adoptiert. Als du noch ganz klein warst.«

Roman hörte es, sein Herz stolperte. Er sagte nichts und starrte einfach in den Himmel.

Die Rakete verglühte, keine 2000. Dafür eine Wahrheit, die blieb. Er wusste sofort, dass es stimmte, das war kein missglückter Scherz. Dafür schauten ihn die Augen zu ernst an. Dieses bestimmte, ernste Gesicht hatte der Mann sonst nur, wenn es Zeugnisse gab oder das eine Mal, als Roman etwas geklaut hatte. Aber das hier war doch viel größer als eine Fünf in Mathe, das konnte man doch nicht einfach mal eben so sagen. Wo war nur seine Mutter? Aber, Moment – sie war ja gar nicht seine Mutter.

Roman musste weg hier. Jedes Wort fühlte sich plötzlich wie ein Schlag an, der seinen Körper erschütterte, die Luft war verbraucht, vergiftet von dieser neuen Wahrheit. Er rannte mehr, als dass er ging, den langen Weg die Straße hinunter. Überall diese Väter. Väter, die ihre Kinder auf den Schultern trugen, damit sie die Wunderkerzen höher in den Nachthimmel halten konnten. Lachen, das wie Glas in seinen Ohren klirrte. Er sah Mütter, die mit ihren Kameras Momente für die Ewigkeit einfingen, während seine eigene Ewigkeit gerade in sich zusammengestürzt war.

»Roman!«, rief ihm jemand hinterher. Es klang wie ein »Bleib stehen, Roman, alles ist gut«. Ein Ruf, der nicht mehr passte. Nicht nach dem, was gerade geschehen war.

Romans Augen trännten. Nicht vom Wind, nicht von der Kälte. Warum ausgerechnet jetzt, verdammt? Warum hatte sein Vater diesen Moment gewählt, um ihm das zu erzählen? Aber noch weniger verstand er, warum überhaupt. Wieder und wieder wischte er sich mit seinem Hemdkragen, der aus der Jacke rauslugte, übers Gesicht. Er trug nie Hemden. Ausgerechnet heute, bei der Kälte, hatte er eines anziehen sollen, was die ganze Sache noch unwirklicher machte. Roman blickte zurück. Der Himmel war ein einziges Aufblitzen aus Licht und Farbe. Er kniff die Augen zusammen, sein Herz schmerzte. Heftiger als je zuvor und in diesem Moment wusste Roman genau, dass es kein Schmerz zum Wegdrücken war.

Er lächelte. So ein »Alles cool – ich bin schon zwölf und geh nur mal kurz rum«-Lächeln. Das Lächeln tat weh. Das erste Mal in seinem Leben tat ein Lächeln weh. Er wurde schneller, suchte – leicht taumelnd – Dunkelheit und fand sie hinter einem Baum, direkt neben dem schwarzen Eisen des großen, schweren Tors zum Friedhof. Und dort saß er, bis der Himmel irgendwann endlich wieder dunkel war.

*

Als er aufwachte, wusste er kurz nicht, wo er war. War er überhaupt nach Hause gekommen und ins Bett gegangen? Ja, das war sein Zimmer. Die Jeans trug er noch, nur das Hemd lag zerknüllt unter dem Schreibtisch. Durch das gekippte Fenster dröhnte der Wind in unregelmäßigen

Schüben. Es roch kalt. Es hatte geschneit. So fing also das neue Jahrtausend an.

Im ersten Moment hatte Roman nicht gewusst, wo er war. Im zweiten hoffte er für einen Augenblick, alles nur geträumt zu haben. Und im dritten erschrak er – vor der Welt und vor dem, was nun auf ihn warten würde. Kurz sah er sich selbst von außen wie eine leblose Puppe, die vergeblich auf ihren Einsatz im Theater wartete. Da lag er, regungslos, die Beine ausgestreckt, die Hände vor der Brust gefaltet wie zum Gebet. Er blinzelte nicht. Das Einzige, was er noch spürte, war der Puls in seinen Fingerspitzen.

Er war noch nie ohnmächtig gewesen. Aber dieses dumpfe Rauschen in seinem Kopf kannte er aus Filmen. Nichts war klar und nichts zusammenhängend. Nur Fragmente. Ein Lachen. Irgendwelche Stimmen. Zu lang gezogene Wörter, die sich in der Stille verloren.

Romans Zimmer lag unterm Dach. Es war das einzige Zimmer hier oben, erreichbar nur über eine steile Treppe, fast wie eine Leiter, die seine Eltern, die also gar nicht seine waren, so gut wie nie hinaufstiegen.

Er liebte diesen Ort. Die Ruhe. Sein eigenes Reich. Ein Zuhause im Zuhause. Und es störte ihn nicht, dass es im Sommer zu warm und im Winter zu kalt dort oben war.

Langsam bewegte er sich zur Tür. Legte das Ohr ans kalte Holz und drückte den Türgriff vorsichtig nach unten. Abgeschlossen.

Dabei schloss er seine Tür sonst nie ab.

Roman drehte den Schlüssel mit Bedacht und öffnete die knarzende Tür einen Spaltbreit. Ein warmer Lichtschein und ein noch wärmerer Luftzug drangen herein.

»Frühstück ist fertig«, schoss die Stimme seiner Mutter wie ein Giftpfel in seinen Körper. Roman reagierte nicht. Er konnte nichts sagen.

»Hey, Frühstück ist fertig«, klang es ein zweites Mal deutlich sanfter. Sie stand direkt unter ihm, am Fuß der Leiter.

»Kommst du?« Ihre Stimme klang so warm, so vertraut, so wie immer – aber doch ganz anders. Sie sah ihn an. Unsicher, ängstlich, flehentlich.

»Fünf Minuten«, sagte er. Oder hatte er es nur gedacht? Er wusste es nicht genau.

Er wartete, bis die Luft rein war, hangelte sich möglichst geräuschlos die Leiter hinunter und verschwand im Bad. Das Wasser aus dem Hahn war angenehm warm. Er ließ das Becken fast überlaufen, bis er den Kopf ganz untertauchen konnte. In diesen Momenten unter Wasser fühlte es sich immer an, als würde die Welt schlafen. Er mochte dieses Gefühl immer, aber heute brauchte er es, um nicht durchzudrehen und loszuschreien.

Roman ging die Treppe hinunter, seine Arme und Beine zitterten leicht. Immer wieder blieb er stehen, um ins Wohnzimmer zu lauschen.

Josi schmatzte wie jeden Morgen leise vor sich hin. Ihre Delfinserie lief. Die mit den sprechenden Tieren, die sie so liebte. Ab und zu lachte sie glücklich auf. Roman hatte die Schwangerschaft damals mitbekommen. Vor vier Jahren. Sie konnte also unmöglich seine Schwester sein. Schade eigentlich, er liebte sie über alles.

Als er um die Ecke bog, traf ihn der Duft von Kaffee wie ein kleiner Stromschlag in der Nase. Und für einen Moment wusste er nicht, ob er nicht auch so tun sollte, als wäre das hier ein ganz normaler Morgen. Einfach so weitermachen, als wäre nichts passiert.

Er stand da wie eine Statue, deren Arme vollständig fest mit dem Rumpf verwachsen waren. Ein Steinklotz, gelähmt von einem Gefühl zwischen Pflicht und Überforderung.

»Es tut mir leid, was da gestern passiert ist. Ich hab deinem Vater gesagt, dass ich es nicht gut finde, dir so davon zu erzählen. Das musst du jetzt erst mal alles verarbeiten«, sagte sie. Ihre Stimme war weich und bemüht.

»Wichtig ist nur, dass es rein gar nichts ändert.« Das war der Satz, der offenbar alles erklären sollte.

Gefolgt von einem: »Nicht wahr, Schatz?«

Sie sah zu dem Mann rüber, der nicht sein Vater war. Er blickte von der Zeitung auf.

»Es reicht mir langsam. Es muss doch auch mal Schluss sein mit den Lügen. Und natürlich ändert sich rein gar nichts, das hab ich auch nie behauptet. Du bist unser Sohn. Das hätte ich dir auch gestern gesagt, wenn du nicht einfach abgehauen wärst.«

Danach Stille ... Nichts außer dem Rascheln der Zeitung, dem Geplapper der Delfine und dem aufsteigenden Dampf der Kaffeemaschine. Die Frau sah Roman an, gequält, verzweifelt, fragend, fürsorglich. Sie hatten beide recht und sie hatten beide unrecht. Er wollte nicht angelogen werden. Aber sie hätten auch nie damit anfangen dürfen. Und ganz sicher war das gestern nicht der richtige Zeitpunkt für so ein Gespräch.

Kam nun die Wut? Nein, da war einfach gar nichts.

Niemand schien zu wissen, was als nächstes zu tun war. Und Roman konnte das nachvollziehen. Er wusste es ja auch nicht. Aber er war hier ja auch nicht der Erwachsene. Ohne eine Reaktion ging er hoch in sein Zimmer und blickte wieder auf das zerknüllte Hemd unter dem Schreibtisch.

Vielleicht drei Minuten später klopfte es an seiner Tür. Er hatte aus einem Reflex heraus, den er nicht ganz verstand, wieder abgeschlossen. Die Klinke bewegte sich. Die Tür blieb zu. Roman hängte das Hemd auf einen Bügel an das gekippte Fenster und öffnete die Tür. Beide kamen rein, sie schienen sich zusammengerauft zu haben. Die Fremden setzten sich auf sein Bett. Das war zuletzt passiert, als sie ihm erzählt hatten, dass sie mit Josi schwanger waren.

Roman blieb stehen. Die Augen schwer, geschwollen vom Weinen oder von dem Versuch, es zu unterdrücken. Leere in seinem Blick. Leere in seinem Kopf. Im Nachhinein, so dachte er später, war er zu geschockt gewesen, um irgendetwas zu fühlen.

»Das ist für dich. Wir sollten es dir geben, wenn die Zeit reif ist«, sagte der Mann, den er für seinen Vater gehalten hatte. Papa hatte er sowieso fast nie zu ihm gesagt. Da passte es schon besser, dass Romans bester Freund Stevie ihn nur den Leutnant nannte. Er holte ein in Zeitungspapier gewickeltes Rechteck hervor. Zwischen dem knisternen Papier kam ein braunes Lederbuch zum Vorschein.

»Hier«, sagte der Leutnant und reichte es ihm.

»Wenn irgendetwas ist, wenn du uns brauchst oder reden willst, wir sind für dich da« – die Frau. Die beiden standen unsicher auf. Blickten sich an. Schauten zu Roman. »Wir lassen dich mal in Ruhe damit.«

Roman nahm das Buch in die Hand und öffnete es unsicher. Leicht gelbes Papier. Eine schöne, geschwungene Handschrift. Jemand hatte sich sehr offensichtlich Mühe gegeben, ordentlich zu schreiben. Es war ein Buch von seinen echten Eltern. Übergeben von den Menschen, die all die Jahre so getan hatten, als wären sie es. Roman blickte wieder auf dieselbe Stelle am Boden. Auf einen kleinen

Riss im hellen Holzboden. Er schüttelte den Kopf. Würde dieses Buch ein Geheimnis lüften? Könnte es den Schmerz in ihm stillen? Die Leere füllen? Er blätterte noch einmal durch das Buch. Er wollte es unbedingt lesen und zugleich traute er sich nicht.

Warum hatten sie es ihm nur gesagt? Und warum jetzt? Was sollte er mit dieser Info anfangen? Sollte irgendetwas besser werden durch diese Wahrheit? Wem nützte sie? Im Moment fühlte sich sowieso alles wie ein einziges Missverständnis an. Oder wie eine besonders geschmacklose Folge von »Verstehen Sie Spaß?«, das sie samstags immer als Familie schauten, wobei Roman sich vor Lachen so oft von der einen in die andere Couchecke geschmissen hatte.

Er wartete fast darauf, dass der Leutnant wieder hereinkam, die Maske abnahm und alles auflöste. Aber es gab keine Kameras, nur das unerbittliche Ticken der Uhr.

Wie sich das überhaupt anhörte – Info –, als wäre seine Lebenslüge eine unwichtige Notiz, die aus Versehen im falschen Leben gelandet war.

Er drehte den Schlüssel im Schloss, nahm das Buch vom Bett, hängte das Hemd ab und warf es zurück unter den Schreibtisch. Dann trat er ans Fenster. Es schneite noch. Eine einzelne Träne lief warm über seine kalte Wange. Er träumte nicht ...

*

Fast ein Jahr war vergangen. Es war der erste Heilige Abend im neuen Jahrtausend. Roman lag auf dem Bauch auf seinem Bett und hatte das Buch in der Hand. Schon wieder. Wahrscheinlich zum tausendsten Mal. Ungelogen tausend Mal.

Er kannte jede Seite, jeden Knick, jedes Wort. Vor allem das beigelegte Foto hatte es ihm angetan. Zwei Gesichter, irgendwo zwischen Hoffnung und Abschied. Lange, verschachtelte Sätze. Eine Erklärung. Oder ein Versuch davon, warum, weshalb und weswegen sie ihn nicht behalten konnten.

Der letzte Satz war der, der alles zusammenfasste.

Sie waren in den späten Siebzigern aus Jugoslawien geflohen und mussten 1989 zurück. Ihre Aufenthaltsgenehmigung lief aus und das Land, in das sie zurückkehrten, stand am Abgrund. Sie wollten ihm das ersparen. »Zurück in eine Region, die nichts für Kinder ist.«

Deshalb hatten sie sich entschlossen, Roman im Alter von einem Jahr in Deutschland zu lassen.

Roman wusste von seinen Adoptiveltern, dass er in einem Krankenhaus gefunden worden war und dann über Umwege zu ihnen gekommen war. Es hatte Gespräche gegeben. Aber der Leutnant antwortete meist nur widerwillig auf Romans Fragen, »du bist unser Sohn, deine leiblichen Eltern haben das Richtige getan ...«. Romans Mutter schien selbst Fragen zu haben, die sie sich nicht zu stellen traute.

Es war ein bizarrer Gedanke, dass er die gesamten Neunzigerjahre über die Nachrichten vom Krieg in Jugoslawien verfolgt hatte, ohne zu ahnen, dass es seine eigenen Eltern waren, die dort zwischen den Trümmern und den Schlagzeilen verschwunden waren. Während er behütet aufwuchs, war seine Herkunft Schauplatz des Grauens, das er bisher für weit weg und fremd gehalten hatte.

Und Roman war auch niemandem böse. Wirklich nicht. Es war alles gut. Also vielleicht nicht alles alles, aber so insgesamt schon gut, jedenfalls so, wie man das eben so sagt, wenn man nicht weiterweiß.

Das beigelegte Foto war verblasst. Seine Eltern standen auf dem Bild angelehnt an einen Ford Scorpio. Sie sahen glücklich aus. Ihre Augenfarben konnte er nicht erkennen. Die Sonne stand zu tief und überbelichtete ihre Gesichter. Ob er ihnen ähnelte? Er wusste es nicht. Vielleicht hatte er die schmale Nase seiner Mutter. Sie umarmten sich, mit den Armen auf den Schultern des jeweils anderen, eher wie alte Schulfreunde als ein Liebespaar.

Rechts neben ihnen war ein weiteres, ein hellgrünes Auto zu sehen, von dem man nur den Außenspiegel erkennen konnte.

Aber es war nicht das Foto, das ihn am meisten beschäftigte. Es war die Handschrift.

Seit er das Buch das erste Mal geöffnet hatte, ließ ihm das keine Ruhe. Besonders das geschwungene »J«, das aussah wie ein Notenschlüssel. Er hatte dieses »J« schon einmal gesehen, da war er sich sicher.

Stevie, sein bester Freund und der Einzige, dem er von dem Buch erzählt hatte, meinte, er bilde sich das nur ein.

Aber Roman wusste, dass das nicht stimmte.

Ohne zu klopfen, stolperte Josi hinein. Roman zuckte zusammen und warf das Buch hastig unter das Bett.

»Das Christkind kommt.« Josi Augen strahlten.

Nein, tut es nicht. Das erfinden deine Eltern (wie fast alles) nur, dachte Roman für einen winzigen Augenblick. Aber er sprach es nicht aus. Sie konnte schließlich auch nichts dafür.

Also stellte er sich wie jedes Jahr mit ihr ans Fenster und schaute in die eisige Weihnachtsnacht, gemeinsam suchten sie wie immer den hellsten Stern am Himmel. Langsam zählte Roman bis 100. Und mit jeder Zahl wurde Josi an seiner Seite unruhiger. Beinahe konnte er ihr kleines Herz

wild schlagen hören. Und für einen ganz kurzen Moment fühlte sich dieser Moment wie früher an.

»100!«, schrie Josie und schwang sich voller Vorfreude die Leiter hinunter. Roman blieb stehen. Und starrte weiter in die klare schwarze Nacht.

Er dachte darüber nach, wie sich im zurückliegenden Jahr alles verändert hatte: Beim gemeinsamen Fernsehabend saßen sie noch nebeneinander, aber sie lehnten sich nicht mehr an. Das »Gute Nacht, schlaf schön« kam noch, aber leiser, vom Flur gerufen, nicht mehr auf der Bettkante sitzend geflüstert. Und selbst sein Geburtstagskuchen im Sommer hatte irgendwie anders geschmeckt. Roman wusste nur nicht, ob es an ihm lag. Oder an ihnen. Oder einfach an dem, was passiert war.

»Bescherung«, hallte es von unten durchs Treppenhaus.

Und auch da war es wieder: das Gleiche, das jetzt anders war. Roman ging dieselbe Treppe wie jedes Jahr hinunter. Aber er tat es anders. Vorsichtiger. So, als würde unten nicht der schönste Abend des Jahres auf ihn warten.

Heute und auch sonst war das Verhältnis zwischen dem Leutnant und Roman irgendwie unterkühlt. Im Nachhinein fragte sich Roman immer wieder, ob es nicht schon immer oder spätestens seit Josis Geburt so gewesen war. Er suchte nach Anzeichen dafür, dass ihn sein falscher Vater nie wirklich geliebt hatte. Und natürlich fand er diese Momente und sammelte sie wie scharfe Glasscherben: das zu feste Zudrücken bei Umarmungen, das Schweigen hinter der Zeitung, die korrekte Kühle seiner Anweisungen. Früher hatte Roman das für Disziplin gehalten. Jetzt wusste er, dass es Distanz war. Der Leutnant hatte ihn nicht wie einen Sohn erzogen, sondern wie einen Rekruten, für den er die Verantwortung übernommen hatte. Aber mit dem

Herzen war er wohl nie dabei gewesen. Und dass die Zeit vorbei war, in der der Leutnant sich lachend auf ihn geworfen hatte, in der er ihn mit seinen großen Händen hochgeschmissen hatte und seine Augen dabei vielleicht doch geleuchtet hatten, hatte Roman schon länger akzeptiert. Früher war er oft lange auf Auslandseinsätzen gewesen, hatte ein Leben geführt, das irgendwie außerhalb der Gesellschaft gestanden hatte. Manche Dinge hatte er dort gelassen, andere mitgenommen. Verhaltensmuster, die sich nicht abstreifen ließen. Zumindest bei Roman nicht. Bei Josi war das anders. Diese Nähe fiel dem Leutnant leicht. Er strahlte, sobald sie lachte. So wie in diesem Moment, als sie mit großen Augen das Geschenkpapier zerriss.

Zurück in seinem Zimmer blätterte Roman in der Bedienungsanleitung seines neuen ferngesteuerten Autos. Er hatte es auf seinen Wunschzettel geschrieben und er hatte es bekommen. Das freute ihn. Sehr sogar, auch wenn er Freude früher besser hatte zeigen können. Es war schon spät, als es zaghaft klopfte. Josi drückte die Tür leise ins Schloss. Sie hätte nicht mehr wach sein dürfen.

»Roman«, flüsterte sie.

»Du hast dich verändert, oder?«

»Verändert?«

»Ja.«

Roman stand auf, ging zu ihr, kniete sich hin, sodass sie auf Augenhöhe waren.

»Für dich werde ich immer derselbe bleiben«, flüsterte er zurück.

Dann drückte er sie fest an sich. Er war ihr großer Bruder. Das spürte er. Ganz egal, dass sie nicht dieselben Eltern hatten.

Huckepack trug er Josi in ihr Zimmer und als er die Tür ebenso sanft schloss, wie er sie zuvor geöffnet hatte, schluckte er.

Er setzte sich auf die Treppe. Vor, hinter und neben ihm nur die Stille des Hauses.

Er glaubte nicht daran, sich verändert zu haben – aber ging es so nicht allen, die dabei waren, sich zu verändern? Josis Frage hatte ihn getroffen. Sie war fünf. So ehrlich. So rein. Auf sie konnte er vertrauen. War es also er selbst, der sich verändert hatte?

Obwohl es schon spät war, schlich sich Roman raus. Draußen ließ ihn die kühle Luft tiefer und bewusster atmen. Frei. Er schlug den Weg zum Friedhof ein. Seit der Silvesternacht kam er öfter hierher, streifte zwischen den Gräbern entlang. Das schwere schwarze Tor aus Eisen knarzte kurz und schleifte über den Boden, dann wurde es still.

Er rechnete an den unterschiedlichsten Grabsteinen nach, wie alt der Mensch, der dort lag, geworden war und wie viel Zeit ihm selbst noch bliebe, sollte er einmal ebenso alt werden.

Wenn er bei den Toten war, schätzte Roman das Leben seltsamerweise mehr wert. Aber dass der Tod auch auf ihn wartete, löste in ihm zugleich eine unkontrollierbare Panik aus. Plötzlich war es ihm unmöglich, weiter durch die Nase zu atmen. Schnelle Atemzüge, die kalt in der Brust ankamen und dort wie Nadeln festklemmten. Aber mittlerweile wusste er, dass er nur kurz abwarten musste. Sobald das Hämmern in seiner Brust nachließ, sickerte eine seltsame Erleichterung in seine Gedanken. Der Tod hatte eine Gerechtigkeit, er wartete auf den Leutnant genauso

wie auf ihn oder wie er auf die Fremden gewartet hatte, die längst unter den Grabsteinen lagen. Diese Endgültigkeit nahm dem Chaos seines Lebens die Schärfe. Wenn am Ende sowieso alles verging, verloren die Fragen nach Herkunft und Wahrheit ein Stück ihrer erdrückenden Wichtigkeit.

Dann sah er sie. Erst nur ein Licht. Ein kleiner, warmer Punkt in all dem Schwarz.

Roman blieb stehen. Das Licht war kein aufgestelltes Grablicht, dafür bewegte es sich zu wild. Er machte ein paar Schritte näher heran, vorsichtig, erst jetzt erkannte er eine Kerze in einem Glas. Daneben kniete jemand.

Die langen Haare fielen nach vorn, als sich das Mädchen – ja, es war ein Mädchen! – vor einem großen Baum über den Kerzenschein beugte. Etwas an der Art, wie sie da kniete, war geheimnisvoller als der Friedhof selbst.

Zwischen Neugier und Furcht hockte sich Roman hinter eine große Hecke. Für ein paar Minuten passierte rein gar nichts, aber noch nie war etwas so interessant gewesen wie in diesem Moment.

Als das Mädchen schließlich aufstand und das Licht mit einer Handbewegung löschte, blieb nichts außer der plötzlichen, schweren Dunkelheit, die sich wie ein Tuch über die Szenerie legte. Sie ging Richtung Tor, ohne sich umzudrehen.

Als sie den Friedhof verließ, war es so, als würde die Straßenlaterne den Schatten zum Leben erwecken.

Es war Mira. Das Nachbarskind. Mira war in der Schule im Jahrgang unter Roman und wusste, so glaubte er, nichts von seiner Existenz. Sie waren schon immer Nachbarn gewesen und Roman wusste, dass sie früher, als kleine Kinder, miteinander gespielt hatten. Aber irgend-

wann war das eingeschlafen und dann hatte Mira sogar angefangen, ihn zu ignorieren. Manchmal lief er den gesamten Schulweg mit einem Abstand von ein paar Metern hinter ihr nach Hause, wo sie dann grußlos in ihren jeweiligen Häusern verschwanden.

Was hatte Mira wohl hierhergebracht? Er wusste es nicht. Und er wusste auch nicht, warum er sich so sicher war, dass er sie irgendwann danach fragen würde.

Nur, dass er den Moment nicht vergessen würde und auch nicht wollte, weil er das erste Mal seit Langem das Gefühl hatte, nicht allein zu sein, selbst hier, zwischen all den Toten, das war klar.

Die Wolken, die am vollen Mond vorbeiflossen, schienen greifbar.

Er hoffte so sehr auf eine Sternschnuppe. Sein Leben hätte einen Wunsch nötig gehabt.



Im Jahr 2000 war ich neun Jahre alt und es war das erste Silvester, das ich so bewusst erlebte, dass es mir bis heute in Erinnerung geblieben ist.

Schon Wochen zuvor hatte es bei uns zu Hause kein anderes Thema gegeben: »Tausendundeine Nacht«-Mottoparty. Bestimmt 40 Leute. Meine Mutter machte ihre berühmte Kartoffelsuppe. Raketen, Zylinder und Glücksbringer aus Window-colour schmückten unsere Fenster. Luftschlangen über den Geländern. Konfetti und Knallerbsen für die Kinder.

Ich hatte mich als Aladin verkleidet und freute mich darauf, lange wach zu bleiben. Überhaupt liebte ich Feten, wie das meine Eltern nannten, bei uns. Ich liebte das Gefühl, anders als die vielen Gäste, dort zu Hause zu sein, wo sie gerade eine gute Zeit hatten. Der Ölgeruch unten im Heizungskeller. Das Badezimmer oben, wo nie ein Gast reindurfte. Und die Kühle meines Kinderzimmers, wenn mir der Rauch, der Lärm und die Menschen zu viel wurden.

Zehn, neun ... Immer lauter werdendes Runterzählen.

00:00 Uhr. Das »Happy New Year«-Gegröle vermischte sich mit den »Frohes Neues«-Rufen.

Überall das Zischen von Raketen und ein erleuchteter Himmel, in den ersten Minuten des neuen Jahrtausends nahm ich nichts wahr außer dem beeindruckendsten Feuerwerk meines noch nicht so langen Lebens. Ich spielte mit den Nachbarkindern Räuber und Gendarm und niemand ermahnte uns, ins Bett zu gehen. Der Schmauch der Raketen und das Laternenlicht als beste Kulisse. Wir lachten und erschrakten. Rannten mit unseren Winterjacken so lange, bis wir dampften.

Es muss nach 02:00 Uhr gewesen sein, als ich mich glücklich, mit leerem Kopf und vollkommen ausgepowert hinlegte. Schon Sekunden später schlief ich. Tief und fest. Wie in jeder Nacht meiner Jugend.

Irgendwie hatte ich bei dem kurzen Gespräch mit Roman schon das Gefühl gehabt, dass er eine Geschichte zu erzählen hat. Und ich wollte wissen, wer dieser Mann ist, der mein Buch unbedingt am ersten Tag kaufen wollte. Ich hatte ihn auf einen Kaffee eingeladen und nach ein bisschen Small Talk fing er wirklich an zu erzählen – und hörte gar nicht mehr auf. Und mir war schon nach dem ersten Satz klar, dass diese Geschichte auch ganz viel mit mir zu tun haben würde. Bis dahin hatte ich nie darüber nachgedacht, dass meine – für mich normale – Kindheit vielleicht eine besonders glückliche gewesen war.

Allein, dass ich Eltern hatte, die wirklich für mich da waren, auf die ich mich verlassen konnte und deren Liebe ich jeden Tag spürte. Ihre Liebe hatte mich vollständig umfassen wie die Luft, die ich atmete, und genauso wie den Sauerstoff nahm ich ihre Fürsorge einfach so hin, ohne zu hinterfragen,

ob ich sie verdient hatte, ohne mir bewusst darüber zu sein, dass ich sie brauchte, um zu überleben.

Am nächsten Morgen. Neujahrsfrühstück. Ein Tisch konnte nicht liebevoller gedeckt sein. Alle Dinge, die ich mochte, standen bereit, Kerzen waren angezündet. Neben meinem Teller: eine kleine Karte meiner Eltern. Handgeschrieben. Mit Wünschen für das neue Jahr.

Heute schäme ich mich dafür, dass sie mir damals egal war. Während Roman zur gleichen Zeit vor den Trümmern seiner Identität saß und sich fragte, ob jemals wieder etwas echt sein würde, war ich genervt von der rührseligen Fürsorge meiner Eltern. Ich sah die Liebe nicht, weil ich nie erfahren hatte, wie es ist, wenn sie einem plötzlich entzogen wird.